

Urbane Gemeinschaftsgärten als Heterotopien im städtischen Raum

Möglichkeiten der Realisierung von Utopien aus Sicht der Automatismenforschung

von Jennifer Morstein

5

Der folgende Beitrag diskutiert aus der Perspektive der Automatismenforschung die Möglichkeiten, Utopien in die Realität umzusetzen. Diese Frage wird exemplarisch anhand urbaner Gemeinschaftsgärten behandelt, welche in diesem Beitrag zunächst als Heterotopien im Sinne Michel Foucaults ausgewiesen werden. Die hinzugezogenen Fallstudien zeigen, dass eine auf Planung und Steuerung basierende Realisierung von Utopien immer wieder an ihre Grenzen stößt, da unbewusste Muster und Schemata nicht-intendierte und nicht-antizipierte Effekte aufweisen, die eine praktische Umsetzung der Utopie unterminieren. Diese unbewussten Mechanismen werden insbesondere aus der Perspektive der Automatismenforschung sicht- und nachvollziehbar gemacht.

abstract

Utopien, Heterotopien und urbane Gemeinschaftsgärten

Die Utopie (altgriechisch: Der Nicht-Ort) wird landläufig als nicht zu verwirklichender Entwurf einer Gesellschaftsordnung

verstanden, die dem Status Quo die Vorstellung einer idealen Welt gegenüberstellt. In den unterschiedlichen soziologischen Theorien ist der Begriff der Utopie divergierend definiert und eine eindeutige Abgrenzung zwischen den Termini Utopie

und Ideologie erfolgt in den seltensten Fällen (vgl. Neusüss 1972). Dieser Beitrag setzt sich mit der Utopie der Urban-Gardening-Bewegung auseinander und betrachtet in diesem Zusammenhang urbane Gemeinschaftsgärten in Deutschland und ihre Versuche, die utopischen Inhalte eines alternativen Gesellschaftsmodells zu realisieren. Urbane Gemeinschaftsgärten werden gemäß den Explikationen von Michel Foucault (1992) als Heterotopien beschrieben, die innerhalb des gesellschaftlichen Raumes einen anderen Raum konstituieren, in dem Utopien tatsächlich verwirklicht erscheinen.

6

Diese Charakterisierung fungiert als Grundlage für die erkenntnisleitende Frage, inwiefern die Entstehung einer Heterotopie im gesellschaftlichen Raum und somit die Realisierung einer Utopie durch die Konstitution eines anderen Raumes überhaupt möglich ist? Diese Frage wird aus der Perspektive der Automatismenforschung diskutiert. Das theoretische Konzept der Automatismen eignet sich hierzu in besonderer Weise. Es ermöglicht sowohl unbewusste Muster und nicht-intendierte Effekte sozialer Praktiken als auch die Entstehung von Strukturen ohne Planung und Steuerung in

den Fokus der Untersuchung zu rücken (vgl. u.a. Conradi et al. 2010). Auf der Grundlage empirischer Daten wird unter Hinzunahme des Automatismen-Ansatzes gezeigt, dass eine Verwirklichung der Utopie immer wieder an ihre Grenzen stößt. Diese Brüche resultieren jedoch nicht aus einer spezifischen Intention der Akteur_innen, sondern sind vielmehr auf unbewusste Muster und Schemata zurückzuführen.

Das Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten

Urban Gardening ist in Deutschland ein relativ neues Phänomen, das seit knapp zehn Jahren in zahlreichen Großstädten zu finden ist und sich eines verstärkten öffentlichen und medialen Interesses erfreut. Urban Gardening fungiert dabei als Sammelbegriff für diverse Formen des städtischen Gärtnerns: Von einer verstetigten gärtnerischen Praxis in urbanen Gemeinschaftsgärten bis hin zu punktuellen Aktionen des sogenannten Guerilla Gardenings (vgl. Lohrberg 2012; Müller 2012). Trotz bestehender Differenzen zeichnen sich die verschiedenen Formen vielfach durch einen politischen Anspruch aus.“

„Trotz bestehender Differenzen zeichnen sich die verschiedenen Formen vielfach durch einen politischen Anspruch aus.“

aus, der auf einer kritischen Auseinandersetzung mit der Gegenwartsgesellschaft beruht. Verbunden ist damit der Versuch, auf Planungsmissstände im städtischen Raum hinzuweisen und partizipative Formen der Stadtentwicklung zu evozieren (vgl. u.a. Müller 2012b). In diesem Beitrag werden urbane Gemeinschaftsgärten in den Fokus gestellt.

Eine allgemeingültige Definition urbaner Gemeinschaftsgärten liegt bisher nicht vor. Dies resultiert zum einen aus der Diversität des Phänomens, zum anderen aus dessen fortwährendem Innovationspotenzial, das beständig neue Formen städtischer Gemeinschaftsgärten hervorbringt. Möchte man somit etwas Generelles über urbane Gemeinschaftsgärten festhalten, dann dies, dass es keine generalisierbaren Charakteristika gibt. Räumliche und flächenspezifische Eigenschaften, Organisations- und Finanzierungsformen divergieren. In ihrer Studie *Die neuen Gartenstädte* unternimmt Ella von der Haide (2014) trotzdem den Versuch einer Definition:

Urbane Gärten [...] sind neue Formen öffentlicher oder teil-öffentlicher, bürgerschaftlicher, partizipativer, kooperativer, experimenteller, ökologischer, produktiver, DIY [Do it yourself] Freiraumgestaltung im Siedlungsbereich. [...] Im Gegensatz zu Kleingärten unterliegen sie keiner Kleingartenverordnung und sind kollektiver organisiert, arbeiten mit mehr ökologischem Be-

wusstsein und verstehen sich oft als stärker im Stadtraum integriert und als öffentlich. (Ebd.: 5)

Den Beschreibungen folgend sollen urbane Gemeinschaftsgärten somit durch freiwilliges Engagement geschaffene Gärten sein, die häufig auf Brachflächen oder vernachlässigten Grünanlagen einer Stadt zu verorten sind. Vielfach liegt der Fokus auf dem Anbau von Gemüse, sodass der direkten Nachbarschaft neben einem wohnungsnahen Zugang zu städtischen Grünflächen auch die Versorgung mit biologisch angebauten Lebensmitteln geboten werden soll. Aus diesem Anliegen resultiert zumindest eine zeitweilige Öffnung der Gärten für alle Interessierten (vgl. Rosol 2006). Marit Rosol geht in ihrer Studie *Gemeinschaftsgärten in Berlin* (2006) noch einen Schritt weiter und kategorisiert urbane Gemeinschaftsgärten in drei Typen:

„Nachbarschaftsgärten“ (welche sich an die unmittelbare Umgebung richten), „Thematische Gärten“ (bei denen ein Thema bzw. eine spezifische Zielgruppe im Mittelpunkt steht) sowie „Thematische Nachbarschaftsgärten“ (welche sowohl ein Thema fokussieren als auch die unmittelbare Nachbarschaft). (Ebd.: ii)

Unmittelbar auf die Nachbarschaft ausgerichtet sind beispielsweise die sogenannten Kiez- und Quartiergärten, die von Anwohner_innen aus der direkten

Umgebung initiiert und betrieben werden. Thematische Gärten fokussieren hingegen einen Themenkomplex und versuchen diesen im Rahmen der gärtnerischen Tätigkeit zu reflektieren und in vielen Fällen einen praktisch orientierten Ansatz des alltäglichen Umgangs zu finden. Die bekanntesten Beispiele für diese Gartenform sind die bereits in den 1960er Jahren entstandenen Interkulturellen Gärten, die Integration und interkulturellen Austausch fördern sollen (vgl. Müller 2012a: 32). Aber auch sogenannte Frauengärten, Kinderbauernhöfe, Demonstrationsgärten, Generationengärten, Permakulturprojekte und Studierendengärten fallen in diese Kategorie (vgl. ebd.). Ohne auf die Charakteristika im Einzelnen genauer einzugehen, wird bereits ersichtlich, dass das Phänomen in seinen Erscheinungsformen relativ unübersichtlich und komplex ist. Trotz dieser Diversität wird den Gärten eine eindeutige gesellschaftliche Funktion zugesprochen. Demnach fungieren sie „als Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Stadtökologie, Nachbarschaftsgestaltung, lokaler Wissenstransfer oder interkulturelle Verständigung“ (ebd.: 32).

Ist eine andere Welt pflanzbar? Die Utopie urbaner Gemeinschaftsgärten

Das Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten wird also sowohl in der Darstellung durch die Bewegung selbst als auch in zahlreichen Literaturbeiträgen mit positiven Bedeutungszuschreibungen aufgeladen. Dies resultiert zum einen aus dem Sachverhalt, dass die Anzahl wissenschaftlicher Studien zu dem Thema bisher gerade für den deutschen Raum gering ist und zum anderen aus der Notwendigkeit, urbane Gemeinschaftsgärten stadtpolitisch legitimieren zu können (vgl. Nettle 2014). Im Folgenden werden die positiven Effekte, die urbane Gemeinschaftsgärten hervorbringen sollen, exemplarisch anhand des sogenannten *Urban Gardening Manifestes* (2014) expliziert. Die Inhalte des Dokuments werden im Zuge dessen als die Utopie der Gartenbewegung ausgewiesen, da sie nicht nur zahlreiche Bedeutungszuschreibungen, die sich in der Literatur zu dem Phänomen finden lassen, reflektieren, sondern auch einen exemplarischen Überblick zu den zentralen Anliegen der Bewegung liefern (siehe u.a.: Müller 2012b). Eine Allgemeingültigkeit für alle Garteninitiativen in Deutschland wird daher nicht beansprucht.

Das Urban Gardening Manifest ist eine Initiative von Aktivist_innen urbaner Gemeinschaftsgärten, der Initiative *Eine andere Welt ist pflanzbar* und der Stif-

tungsgemeinschaft *anstiftung und ertomis*. Selbsterklärtes Ziel ist die politische Positionierung der Bewegung sowie der Anstoß einer gesellschaftlichen Debatte über die Bedeutung von urbanen Gemeinschaftsgärten im städtischen Raum.

Die Aktivist_innen der Gruppe Urban Gardening Manifest benennen zahlreiche positive Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten, die abstrahierend mit folgenden Themenkomplexen überschrieben werden können: Freiheit und Autonomie, Partizipation und Demokratie, Gemeinschaftlichkeit und soziale Gerechtigkeit, Pluralität und Diversität, Umweltschutz und Nachhaltigkeit sowie die Zukunftsfähigkeit von Städten. Das Kollektiv erklärt, dass urbane Gemeinschaftsgärten „Orte der kulturellen, sozialen und generationenübergreifenden Vielfalt und des nachbarschaftlichen Miteinanders“ (Urban Gardening Manifest 2014) sind, die „gemeinsam gestaltet, erhalten und gepflegt werden“ (ebd.). Sie sollen so nicht nur die Partizipation an urbanen Grünflächen für alle Interessierten ermöglichen, sondern auch die Entwicklung einer „kooperative[n] Stadtgesellschaft“ (ebd.) fördern. In den Erläuterungen der Gruppe werden urbane Gemeinschaftsgärten als „Experimentierräume“ (ebd.) dargestellt, in denen sich jede_r selbstbestimmt und kreativ einbringen kann. Auf diese Weise kann gleichzeitig – beispielsweise durch die Umnutzung von Gegenständen und Sperrmüll – ein individueller Beitrag zum

Umweltschutz in der Stadt geleistet werden. Das resümierende Fazit der Autor_innen lautet daher, dass urbane Gemeinschaftsgärten insgesamt zu einer „lebenswerte[n]“ (ebd.) und zukunftsfähigen Stadt beitragen, da die Gärten nicht nur soziale Belange, sondern auch ökologische Ansprüche integrieren: Urbane Gemeinschaftsgärten sind „ein Beitrag für ein besseres Klima in der Stadt, für mehr Lebensqualität und für Umweltgerechtigkeit“ (ebd.).

Neben den hier ausgewiesenen positiven Effekten urbaner Gemeinschaftsgärten erfolgt im Urban Gardening Manifest eine Abgrenzung zu Stadtplanung und Politik, die Kommerzialisierung, Konsumzwang, Beschleunigung, Anonymität, Segregation, Gentrifizierung und soziale Ungleichheit fördern. So kritisieren die Aktivist_innen, dass „in vielen Kommunen [...] lediglich der monetäre Wert der Fläche [zählt], nicht aber deren Bedeutung für den Stadtraum und die Stadtgesellschaft“ (ebd.). Im Gegensatz dazu werden urbane Gemeinschaftsgärten als „frei zugänglicher, öffentlicher Raum ohne Konsumzwang“ (ebd.) charakterisiert. Mit diesem Aspekt in enger Verbindung stehen – wenn auch nicht derart deutlich ausformuliert – eine kapitalismuskritische Haltung und eine Ablehnung von Ökonomisierungstendenzen. Urbane Gemeinschaftsgärten werden in diesem Kontext als Orte des Widerstands und „der [...] geschenkten Zeit“ (ebd.) beschrieben, die den Prozessen der Ökonomisierung, Privatisierung

und Beschleunigung der Gesellschaft entgegenwirken. Das Manifest schließt mit einem Appell an die Politik, den Wert der Initiativen für die Stadt und ihre Bewohner_innen anzuerkennen und ihnen einen rechtlichen Status einzuräumen, der ihr Bestehen langfristig sichert.

Doch inwiefern handelt es sich bei urbanen Gemeinschaftsgärten um Heterotopien? Zur Beantwortung dieser Frage erfolgt zunächst eine kurze Vorstellung des Heterotopie-Konzepts von Michel Foucault, die im zweiten Schritt für eine Charakterisierung der Gärten genutzt wird. Diese theoretische Einbettung ist notwendig, um zu zeigen, auf welchen theoretischen Überlegungen die Idee basiert, urbane Gemeinschaftsgärten würden einen anderen Raum innerhalb des gesellschaftlichen Raumes konstituieren.

Urbane Gemeinschaftsgärten als Heterotopien?

Michel Foucault (1992) begreift den gesellschaftlichen Raum als heterogen und mit Qualitäten aufgeladen. Dies ergebe sich aus Platzierungen, die im Sinne eines Beziehungsgeflechts zu verstehen seien, das wiederum aus einer Lagerung von Elementen, Markierungen und Bedeutungszuschreibungen entstehe. Utopien definiert Foucault als „Platzierungen ohne wirklichen Ort: Platzierungen, die mit dem wirklichen Raum der Gesellschaft

ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie unterhalten. Perfektionierung der Gesellschaft oder Kehrseite der Gesellschaft: jedenfalls sind die Utopien wesentlich unwirkliche Räume“ (Foucault 1992: 38f.). Im Gegensatz dazu bestimmt er Heterotopien als „wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“ (ebd.: 39). Für Foucault haben Heterotopien immer eine gesellschaftliche Funktion; sei es die Stabilisation bestehender Normen oder aber ihre Reflexion über Abweichung. Er unterscheidet im Zuge dessen zwischen der Konstitution eines Illusions- und eines Kompensationsraumes. Währenddessen der Illusionsraum den realen Raum als illusorisch ausweist, gleicht der Kompensationsraum durch seine vollkommene und sorgfältige Gestaltung die Mängel des Realraums aus (vgl. ebd.).

Die Funktion einer Heterotopie kann sich im Laufe der Zeit verändern. Festgehalten werden kann jedoch, dass sie in vielen Fällen dazu dient, scheinbar festgeschriebene gesellschaftliche Normen sichtbar zu machen. Dieses Charakteristikum konstituiert sich über drei weitere Eigenschaften von Heterotopien. In ihnen können erstens mehrere Räume bzw. Platzierungen an einem Ort zusammenfallen, die zunächst

„Urbane Gemeinschaftsgärten [implizieren] einen utopischen Gegenentwurf zur sozialen Wirklichkeit.“

unvereinbar erscheinen. Zweitens weisen Heterotopien häufig eine ihnen spezifische Zeitlichkeit auf. Sie werden besonders bedeutsam, wenn Menschen mit ihrer herkömmlichen Zeit brechen. Und drittens setzen Heterotopien „immer ein System von Öffnungen und Schließungen voraus, das sie gleichzeitig isoliert und durchdringlich macht“ (ebd.: 44). Zugehörigkeit und Zugänglichkeit sind somit immer auf spezifische Art und Weise geregelt, sodass erneut der Aspekt der Grenzziehung zwischen Abweichung und Norm beziehungsweise Normalität zum Tragen kommt.

Mit Rückgriff auf die hier explizierten Selbstbeschreibungen der Urban-Gardening-Bewegung erscheinen urbane Gemeinschaftsgärten insofern als Heterotopien, als dass sie einen utopischen Gegenentwurf zur sozialen Wirklichkeit implizieren, den sie innerhalb der Gärten zu realisieren versuchen. So sollen sie zum einen real existierende Orte sein, an denen die Gartenaktivist_innen ihre Utopie einer sozialeren, nachhaltigeren und nicht ökonomisierten Welt praktisch umsetzen. Zum anderen scheinen sie sich in ihrer räumlichen Struktur insofern vom restlichen Raum der Stadt zu unterschei-

den, als in ihnen Urbanität und Natur miteinander vereinbart werden sollen. Die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur wird also hinterfragt und mit der Vorstellung einer lebenswerteren und umweltschonenden Form von Urbanität in Verbindung gesetzt. Auch der Aspekt einer spezifischen Zeitlichkeit lässt sich für urbane Gemeinschaftsgärten identifizieren. Denn in ihrer zeitlichen Struktur sollen sie mit der eigentlichen Zeitlichkeit und den Beschleunigungstendenzen der Gesellschaft brechen, indem sie als „Orte der Ruhe und der geschenkten Zeit“ (Urban Gardening Manifest 2014) fungieren. Diese Eigenschaft konstituiert sich maßgeblich darüber, dass Städter_innen mit den zeitlichen Zyklen der Agrarwirtschaft in Berührung kommen und auf diese Weise erfahren, dass das natürliche Wachstum von Pflanzen nach eigenen zeitlichen Ansprüchen stattfindet, die nicht mit den industriellen Beschleunigungsprozessen zu vereinbaren sind (vgl. Baier et al. 2011). Bezüglich der Öffnung und Schließung wird von der Bewegung eine Zugänglichkeit für alle Interessierten postuliert, die zunächst einmal nahelegt, dass es keine Abgrenzungs- und Schließungsmechanismen gibt. Dieser Aspekt lässt sich

als weiteres konstitutives Moment der Bewegung ausweisen. Auf diese Weise wird den Postulaten, heterogene Bevölkerungsgruppen zu integrieren, partizipative Stadtentwicklung zu fördern und zu der Entstehung nachbarschaftlicher Strukturen beizutragen, Rechnung getragen (vgl. Urban Gardening Manifest 2014). In Anbetracht soziologischer Überlegungen zu den Mechanismen von Selbstselektionen, wie sie beispielsweise bei Pierre Bourdieu (1987) oder aber auch Martina Löw (2015) expliziert werden, wird jedoch ersichtlich, dass dieser Aspekt einer kritischen Hinterfragung bedarf, die im weiteren Verlauf des Beitrags erfolgen wird.

12

Die dargestellten Aspekte verweisen darauf, dass sich die Funktion urbaner Gemeinschaftsgärten über die Reflexion der gesellschaftlichen Ordnung konstituiert. So wird sich aktiv gegen Prozesse der Ökonomisierung, Privatisierung und Beschleunigung sowie den damit einhergehenden negativen sozialen und ökologischen Folgen abgegrenzt. Diesen wird umgekehrt ein scheinbar real verwirklichter Gegenentwurf einer sozialeren und nachhaltigeren Gesellschafts- und Wirtschaftsform entgegengestellt. Urbane Gemeinschaftsgärten fungieren in diesem Zusammenhang als praktische Vorbilder einer alternativen Sozialordnung: Durch den Garten wird ein Ort der aktiven sozialen und politischen Auseinandersetzung geschaffen, der den Akteur_innen die Möglichkeit bietet, Maximen wie Gleich-

berechtigung, Teilhabe, Gerechtigkeit, Autonomie und Gemeinschaftlichkeit zur Handlungsorientierung zu nutzen. Dieses als „konstruktiver Aktivismus“ ausgewiesene Charakteristikum (vgl. Nettle 2014) leitet zu der Annahme über, dass urbane Gemeinschaftsgärten als Kompensationsräume begriffen werden können, die das Abbild einer anderen, vollkommeneren Gesellschaft zeigen sollen. Diese alternative Gesellschaftsordnung soll die Lebenssituation der Städter_innen verbessern, der Natur einen hohen Stellenwert im städtischen Raum zukommen lassen, einen Beitrag zur höheren Klimaverträglichkeit der Stadt leisten, der Zukunftsfähigkeit von Städten nützen sowie insgesamt zu mehr Klimagerechtigkeit verhelfen. Der Gemeinschaftsgarten fungiert somit als Kompensation der realen und unvollkommenen empfundenen Welt, durch den die Partizipierenden in die Lage versetzt werden, ihren Idealen und Bedürfnissen praktischen Ausdruck zu verleihen (vgl. Schnackenberg 2008).

Divergenzen zwischen Utopie und Realität

Im Folgenden wird die theoretische Setzung, urbane Gemeinschaftsgärten als Heterotopien zu charakterisieren, den empirischen Daten einer Explorationsstudie, die im Sommer 2015 stattgefunden hat, gegenübergestellt. Die Gegenüberstellung

zeigt bestehende Differenzen zwischen den utopischen Ansprüchen der Bewegung und den real umgesetzten Gartenprojekten. Insgesamt wurden sechs urbane Gemeinschaftsgärten in Deutschland besucht, die in ihren Eigenschaften hohe Kontraste bezüglich Organisationsform, Fläche, Finanzierungsart und Ausgestaltung der Gärten aufweisen.

Die Studie basiert auf einem methodischen Mix aus teilnehmender Beobachtung, Leitfaden-Interviews und ad-hoc-Befragungen, die im Nachhinein in Form eines Gedächtnisprotokolls festgehalten wurden. Die Interviews wurden im Anschluss an die Erhebung vollständig transkribiert und im Rahmen eines ersten Auswertungsschrittes offen kodiert. Im Zuge dessen drängte sich der Eindruck auf, dass zwischen den erklärten Ansprüchen der Bewegung und der Wirklichkeit Divergenzen bestehen. Dieser konnte durch die Aufzeichnungen in den Beobachtungsprotokollen sowie den ad-hoc-Befragungen untermauert werden. Die folgende Darstellung konzentriert sich maßgeblich auf die Widersprüche zwischen Utopie und Wirklichkeit und ist als das Ergebnis des ersten Auswertungsschrittes anzusehen. Sie dient weder der Negation positiver Effekte, noch wird eine Generalisierung der Aussagen angestrebt.

Nachbarschaftlichkeit und Gemeinschaft

Die Autor_innen des Urban Gardening Manifests verweisen wiederkehrend auf

den Wert der Gemeinschaft und die Entstehung nachbarschaftlicher Strukturen. Die Forcierung dessen lässt sich empirisch in allen untersuchten Gemeinschaftsgärten bestätigen. Allerdings fällt auf, dass die Entstehung einer Gemeinschaft – trotz des Engagements der Initiator_innen – nicht immer gelingt. Sei es, weil die Gärtner_innen nicht an den Gemeinschaftstreffen partizipieren oder weil sich Personen an der Arbeit anderer bereichern, ohne selbst einen gemeinschaftlichen Beitrag zu leisten, und auf diese Weise den Wert unterminieren. Folgendes Zitat verdeutlicht die daraus resultierende Frustration:

Was ich dieses Jahr so gemerkt habe, aber das lag' jetzt auch an der einen Person, die so eher für sich wirtschaftet... die dann erzählt, sie hat schon ,n paar Kilo Erdbeeren in der Tiefkühltruhe. Wo ich denke: „ach, super, das sind die Erdbeeren vom anderen gepflegtem Beet, so, ne?“ [...] das ist eigentlich genau das, was ich nicht wollte, dass die Leute kein Gefühl dafür haben.

Teilweise wird versucht, mit sogenannten „Pflichtarbeitsstunden“ diesen Tendenzen entgegenzuwirken. Hier kristallisiert sich jedoch heraus, dass ein von oben diktiertem Zwang zur Gemeinschaftlichkeit nicht unbedingt in eine aus der Gruppe heraus entstandene Zusammengehörigkeit führt. Die Entwicklung reziproker Beziehungsstrukturen bleibt vielfach aus.

Diese Problematik wird zusätzlich durch den Sachverhalt reflektiert, dass in allen untersuchten Gemeinschaftsgärten hohe Fluktuationsraten zu verzeichnen sind. Die These, dass es einen gravierenden Unterschied macht, ob die Grünflächen gemeinschaftlich bewirtschaftet werden oder ob eine Parzellierung des Gartens erfolgt, erweist sich den empirischen Daten zufolge als nicht haltbar, wie folgender Interviewausschnitt aufzeigt:

14

Also das mit den Gemeinschaftsbeeten, finde ich, funktioniert nur sehr begrenzt. Also bei der nächsten Jahresvollversammlung werde ich nicht mehr vorschlagen, noch einmal Gemeinschaftsbeete zu machen. Wenn der Verein das will, ok, dann werde ich aber nicht mehr mitgärtnern.

Die Entstehung einer Gemeinschaft kann somit nicht als ein Resultat angesehen werden, das sich über das gemeinsame Gärtnern quasi von allein einstellt. Darüber hinaus erscheint eine aktive Förderung des Gemeinschaftssinns nicht unbedingt zielführend zu sein. Die individuelle Einstellung sowie das Interesse der Partizipierenden scheinen hierbei wichtig zu sein und sind nur begrenzt durch eine Regulierung oder auch Steuerung beeinflussbar.

Umweltschutz, Nachhaltigkeit und Konsumkritik

Die Themenkomplexe Umweltschutz, Nachhaltigkeit und Konsumkritik sollen im Folgenden zusammengefasst untersucht werden, da sich zwischen den Aspekten Querverweise ergeben. So wird darauf verwiesen, dass über die Implementation urbaner Gärten „ökologische Alternativen für versiegelte Flächen, Brachen und Abstandsgrün“ (Urban Gardening Manifest 2014) geschaffen werden, die gleichzeitig einen öffentlichen Raum darstellen. Im Gegensatz zu vielen anderen Orten in der Stadt kann hier eine Partizipation ohne Konsumzwang erfolgen. Auffällig ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass zunehmend mehr Gärten als gGmbHs organisiert werden, die neben ökologischen und sozialen Ansprüchen auch ökonomischen Faktoren gerecht werden müssen. Dieser Sachverhalt führt zu einer spezifischen Problematik. So kommt es teilweise vor, dass chemische Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden, um das Gemüse, welches verkauft werden soll oder für die garten-eigene Gastronomie verwendet wird, vor Schädlingen zu schützen, da Ernteausfall einen zu hohen monetären Schaden verursachen würde. Auf diese Weise werden ökologische Postulate von ökonomischen Zwängen unterminiert.

Der Verkauf von Gemüse sowie die Vermietung von Pachtbeeten verweisen darüber hinaus auf eine weitere Differenz zur Utopie der Bewegung. Obwohl Konsum

und Prozesse der Kommerzialisierung abgelehnt werden, werden die Beete zum Teil als sogenannte Individualbeete verpachtet und geerntetes Gemüse wird verkauft – auch dann, wenn Interessierte an der Ernte mitgewirkt haben. Interessant ist an dieser Stelle folgendes Statement eines Mitarbeiters:

[D]as Gemüse wird allerdings anschließend bezahlt. Also es ist jetzt nicht so, dass wir hier ‚ne Umsonsternte anbieten. [...] Es hat mehr Wert. Also ein anständig produziertes Essen hat ja eigentlich irgendwie einen höheren Wert als nutzlose Dinge aus Plaste. Und warum sollen die Leute dann nur für nutzlose Dinge aus Plaste Kohle ausgeben und nicht für ihr Essen. Das ist überhaupt nicht einzusehen.

Das Statement zeigt, dass der Gemeinschaftsgarten zumindest in diesem Fall nicht als öffentliches und für jede_n zugängliches und nutzbares Gut fungiert. Die Erträge des Gemeinschaftsgartens werden vielmehr zur Ware, die ganz im Sinne kapitalistischer Verwertungslogiken durch das Medium Geld erworben werden. Auf diese Weise findet eine Kommerzialisierung statt, die den Ansprüchen der Urban-Gardening-Bewegung widerspricht.

Zukunftsfähige Urbanität

Sowohl in den Interviews als auch im Urban Gardening Manifest wird wiederkehrend der Topos zukunfts-fähige Stadt thematisiert. Die Proklamation, über den Gemüseanbau in der Stadt eine lokale Nahrungsmittelproduktion zur Lösung ökologischer Probleme zu erreichen, steht im Widerspruch zu der Aussage nahezu aller Gärtner_innen, dass die Ernte nicht zur Selbstversorgung ausreiche. Ähnlich widersprüchlich ist auch das Verhältnis zwischen urbanen Gemeinschaftsgärten und dem Anspruch, Gentrifizierungsprozessen entgegen zu wirken. Zum einen tragen die Gärten zur Aufwertung von Stadtteilen bei, zum anderen können die Flächen aufgrund von Zwischennutzungsverträgen dann wiederum gewinnbringend verkauft werden. Insofern schlagen positive gemeinte Effekte ins Negative um (vgl. Nettle 2014).

Ähnlich sieht es bezüglich der Förderung der Integration heterogener Bevölkerungsgruppen aus, die einer zunehmenden Segregation in den Städten entgegensteuern soll. In den Interviews wird wiederkehrend erklärt, dass eine Partizipation heterogener Bevölkerungsgruppen jedoch nicht erreicht werde und dass gerade Personen mit Migrationshintergrund fernblieben. Dieser Aspekt ist mit Rückbezug auf Öffnungs- und Schließungsprozesse von Heterotopien besonders prägnant und zeigt, dass auch die Intention einer allgemeinen Öffnung Abgrenzungsmechanismen und

Selbstselektion nicht unbedingt entgegenwirken kann. Doch wie kommt es zu diesen Diskrepanzen? Im Folgenden werden die empirischen Beispiele aus der Perspektive der Automatismenforschung interpretiert. Das Automatismenkonzept erscheint für eine Diskussion der Diskrepanz zwischen Utopie und Realität insbesondere deswegen geeignet, weil nicht-intendierte Handlungsfolgen und die Entstehung von Strukturen jenseits von Planung fokussiert werden können (vgl. Bublitz et al. 2010).

wusste Schemata und nicht-intendierte Effekte sozialer Praktiken in den Fokus der Untersuchung (vgl. Bierwirth 2010). Die Automatismenforschung impliziert daher ein bottom-up-Entwicklungsmodell, das die Entstehung sozialer Strukturen über dezentral organisierte und ungeplante Prozesse fokussiert (vgl. Koch et al. 2015). Im Folgenden werden die zentralen Charakteristika des Ansatzes erläutert und auf die empirischen Beispiele bezogen.

Jenseits bewusster Planung

Automatismen auf der Ebene individueller und kollektiver Praktiken entstehen durch sich wiederholende Prozesse wie beispielsweise Gewöhnung, Training oder Lernen, die zu einer Verdichtung von Handlungssequenzen zu „einem fixiert-stereotypisierten Ganzen“ (Conradi et al. 2010: 236) führen. Dieses Konstrukt ist als verfestigtes Schema dem Bewusstsein der Akteur_innen nicht zugänglich bzw. kann lediglich über Irritation, Konflikte oder theoretische Anstrengung aufgebrochen werden (vgl. Conradi 2014). Diese Unbewusstheit ist konstitutives Moment eines reibungslosen Ablaufs des Automatismus, da sich dieser als unbewusstes Vorwissen im Sinne einer Selbstverständlichkeit einer willentlichen Steuerung entzieht (vgl. GK Paderborn 2011). Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Beschreibung des Automatismus als Black Box (vgl. Winkler et al. 2010). Black Box soll in diesem Zusammenhang im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie

Die Realisierbarkeit von Utopien aus der Perspektive der Automatismenforschung

Automatismen

Der Begriff *Automatismus* wird in unterschiedlichen Disziplinen divergierend genutzt und im alltagssprachlichen Gebrauch vielfach als verselbständigter Prozess oder auch Mechanismus verstanden (vgl. Conradi 2014). In diesem Beitrag sollen Automatismen gemäß der Definition des gleichnamigen Graduiertenkollegs *Automatismen* an der Universität Paderborn als Abläufe verstanden werden, „die sich der bewussten Kontrolle weitestgehend entziehen, da sie oft unbemerkt – „hinter dem Rücken“ der beteiligten Akteure – ablaufen“ (Koch et al. 2015: 7). Automatismen werden somit auf der Ebene des individuellen und kollektiven Handelns verortet und rücken insbesondere unbe-

verstanden werden, die *black boxing* als Vorgang beschreibt, durch den „die gemeinschaftliche Produktion von AkteurIn und Artefakt [...] unsichtbar gemacht oder hier: selbstverständlich [wird]“ (Degele 2002: 132f.). Somit können Strukturen, die auf Automatismen basieren, nicht mehr auf einzelne Handlungen zurückgeführt werden. Eine Annäherung an den Ursprung sowie die Bedeutung der einzelnen Elemente kann daher lediglich rekonstruierend gelingen (vgl. Winkler et al. 2010). Diese Charakteristika bieten jedoch einen Erklärungsansatz für die Problematik, die Utopie urbaner Gemeinschaftsgärten nicht durch eine bewusst erfolgende Planung und Steuerung verwirklichen zu können. Bezieht man die theoretischen Überlegungen exemplarisch auf das Problem mangelnder Gemeinschaftlichkeit und dem zum Teil gescheiterten Versuch, ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Gärtner_innen aktiv zu evozieren, dann wird schnell ersichtlich, dass es gerade nicht-intendierte Effekte sozialer Praktiken sind, die das Ideal unterminieren. So berichtet der Initiator eines urbanen Gemeinschaftsgartens, dass die Gemeinschaftsbeete, die auf Wunsch einiger Gärtner_innen eingerichtet wurden, mit der Zeit vernachlässigt wurden. Versuche, die Gruppe aktiv anzuleiten und die Kooperation zu fördern, konnten dem Problem nicht entgegenwirken. Versucht man dieses Beispiel aus der Perspektive der Automatismenforschung zu

theoretisieren, liegt die These nahe, dass das Brachliegen der gemeinschaftlichen Flächen das Ergebnis von Handlungen verteilter Akteur_innen ist, die repetitiv vollzogen zu Selbstverständlichkeiten und schlussendlich zu einem verdichteten Handlungsmuster – in diesem Fall beispielsweise die Vernachlässigung der Gemeinschaftsbeete – geführt haben, ohne jedoch der Intention dieser Akteur_innen zu unterliegen, da diese im Vorhinein ihr Interesse an einem dementsprechenden Beet geäußert haben. Der Aspekt der Unbewusstheit wird durch das Beispiel somit besonders deutlich: Zunächst singuläre Praktiken verfestigen sich über Wiederholungsprozesse zu Handlungsmustern, die dem Wert der Gemeinschaft entgegenstehen. Dabei kann nicht davon ausgegangen werden, dass eine bewusste Ablehnung des Ideals vorherrscht, da eine gemeinschaftliche Bewirtschaftung ursprünglich befürwortet wurde. Sowohl die Gewöhnung auf individueller Ebene als auch die Ritualisierung auf kollektiver Ebene, die zur Schemabildung führen, lassen sich im Ergebnis als Automatismen theoretisieren (vgl. Conradi 2014). Diese können nach ihrer Konstitution nicht mehr vollständig aus ihren einzelnen Elementen erklärt werden, sodass die begrenzten Interventionsmöglichkeiten für die Gartenbetreiber_innen erklärbar werden. Erneut wird auf diese Weise deutlich, dass der Ursprung von Gewöhnung, Ritualisierung und Stereotypisierung, die der Utopie der Gemein-

schaftsentwicklung widersprechen, nicht eindeutig auszumachen ist, sondern ihre Resultate sichtbar sind. Weitere Beispiele sind in diesem Zusammenhang Nutznießerschaft, gegenseitiges Desinteresse sowie hohe Fluktuationsraten, denen in vielen Fällen nicht erfolgreich entgegengewirkt werden kann.

Gleichzeitig wird ersichtlich, dass der Aufbau reziproker Beziehungen und die Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls aus sozialen Praktiken resultieren, die eben nicht aufgrund einer bewusst reflektierten Entscheidung vollzogen werden. Sozialität ist prozessual und verläuft daher nicht planbar. Es handelt sich um einen Sachverhalt, der die Gemeinschaftsgärten vor besondere Herausforderungen stellt.

Entstehung durch Wiederholung

Obwohl der Ursprung eines Automatismus nicht eindeutig auszumachen ist, kann eine Aussage über seinen Entstehungsprozess getroffen werden, der in der beständigen Wiederholung und Einschleifung und damit einhergehenden Verdichtung von Handlungssequenzen auszumachen ist. Automatismen haben somit das Potenzial, etwas qualitativ Neues hervorzubringen und die Eigenschaft der

Strukturentstehung wird als konstitutives Moment von Automatismen verstanden. Der hier angesprochene qualitative Sprung verweist auf die Relevanz eines bottom-up-Entwicklungsmodells: Durch kumulierte Handlungen verteilter Akteur_innen emergieren Strukturen, die nicht auf zentrale Steuerungsinstanzen zurückzuführen sind. Sind in den urbanen Gemeinschaftsgärten somit strukturelle Gefüge entstanden, die der Utopie widersprechen, ist eine Intervention für die Betreiber_innen schwierig. Gleichzeitig wird nachvollziehbar, wieso urbane Gemeinschaftsgärten derart stark durch Normen und Strukturen der Gesellschaft beeinflusst werden. Das wird beispielsweise in dem Zwiespalt aus Ökonomie und ökologischem Anspruch, dem ungewollten Beitrag zu Gentrifizierungsprozessen sowie der Problematik von Selbstselektion und Ausgrenzungsmechanismen sehr gut deutlich. Zum einen entstehen die Gärten nicht in einem bedeutungsleeren Raum, sodass sie auch als

Heterotopien immer Verbindungen zum gesamtgesellschaftlichen Raum aufweisen. Zum anderen haben die Personen, die am Garten partizipieren, bereits unbewusste Denk- und Handlungsschemata internalisiert, die in Form eines vorgela-

„Gesellschaftliche Normen [sind] auch im Entstehungsprozess von sozialen Strukturen innerhalb des Gartens relevant.“

gerten Wissens auch innerhalb des Gemeinschaftsgartens ihre Handlungsweisen sowie die Entstehung von Automatismen beeinflussen.

Konzeptualisiert man Automatismen auf der individuellen Ebene im Sinne des Habitus von Pierre Bourdieu (vgl. Bourdieu 1987), dann wird ersichtlich, wieso gesellschaftliche Normen auch im Entstehungsprozess von sozialen Strukturen innerhalb des Gartens relevant sind. Beispielhaft könnte hier die Diskrepanz zwischen dem Postulat, eine Abkehr vom Privateigentum über die Gärten zu fördern, und der real stattfindenden Parzellierung in Individualbeete gelten. So erklären die Initiator_innen der Gärten, dass individuelle Beete nicht nur besser angenommen, sondern vielfach auch verantwortungsbewusster gepflegt werden. Daher liegt die These nahe, dass unbewusste Wahrnehmungs- und Denkschemata, wie beispielsweise die Orientierung an Leitbildern des Privatbesitzes, auch innerhalb des Gartens unbewusst wirken und nicht-intendierte Effekte evozieren. Auf diese Weise wird die Entstehung garteninhärenter Strukturen, die dem ursprünglichen Postulat widersprechen, nachvollziehbar. Neben dieser eher pessimistischen Lesart eröffnet sich jedoch eine weitere, die im Folgenden thematisiert wird.

Das generative Potenzial der Automatismen

Die bisherigen Explikationen deuten darauf hin, dass Automatismen einen Anteil an der Produktion neuer kultureller Formen haben können. Dann wäre „der Übergang von unbewussten, quasi-natürlichen Steuerungsvorgängen zu kulturellen, bewussten Formen [...] ein fließender“ (Winkler et al. 2010: 23). Automatismen werden aus dieser Perspektive zu generativen Handlungsprinzipien, die über die Entstehung von Schemata in ein überpersonales Phänomen überführt werden und nicht mehr nur an den/die einzelne_n Akteur_in gebunden sind (vgl. ebd.). Dieser Aspekt lässt sich insbesondere auf die Entstehung von Strukturen in sozialen Interaktionen beziehen:

In dem Moment, in dem Personen interagieren, verlieren sie aufgrund der doppelten Kontingenz der Situation die Kontrolle über den Verlauf der Interaktion. (Leistert et al. 2010: 119)

Bezieht man diese theoretischen Überlegungen auf die empirischen Beispiele wird nicht nur ersichtlich, weshalb eine Diskrepanz zwischen Utopie und Realität naheliegend erscheint. Zugleich rückt eine positive Lesart in den Blick, die das Potenzial urbaner Gemeinschaftsgärten jenseits der Planung aufzuzeigen vermag. In diesem Zusammenhang lässt sich das Fallbeispiel eines urbanen Ge-

meinschaftsgartens in Berlin anführen. In diesem Garten, der ausschließlich Gemeinschaftsflächen beinhaltet, sind ohne aktive Steuerungsversuche der Betreiber_innen reziproke Beziehungsstrukturen unter den Partizipierenden entstanden, die auch außerhalb des Gartens bestehen und zu sozialer Netzworkebildung beitragen. An diesem frühen Punkt der Analyse kann leider noch keine stichhaltige Aussage über den spezifischen Entstehungsprozess gemacht werden. Auffällig ist jedoch, dass die Gartenorganisation durch soziale Aushandlungsprozesse charakterisiert ist, die durchaus auch konflikthaft ausfallen können. Durch eine grundlegende Flexibilität und Offenheit unter den Gärtner_innen entwickeln sich kooperative Handlungsgefüge, die beständig neu ausgerichtet werden und sich gleichzeitig auf diese Weise zu stabilisieren scheinen. Aus der Sicht der Automatismen ließen sich derartige Beobachtungen wie folgt theoretisieren: Auf individueller Ebene führt das gemeinsame Gärtnern zu spezifischen Handlungen und Haltungen, die in Form von Mustern und Schemata verdichtet werden. Diese Verdichtung auf individueller Ebene kann durch das Zusammenwirken verschiedener Akteur_innen zu der Produktion von Strukturen auf kollektiver Ebene führen. Selbstverständlichkeiten und Stereotype entstehen, die nicht nur auf die individuelle Ebene zurückwirken, sondern gleichzeitig auch über diese stabilisiert werden. Fraglich ist an dieser Stelle, wie

die unbewusste Wirkung von Schemata, die im Sinne des Vorwissens fungieren, in diesem Fall konzeptualisiert werden muss. Ist diese durch das spezifische Gefüge und alternative Handlungsmuster innerhalb des Gartens irritiert und somit für eine bewusste Reflexion den Akteur_innen zugänglich? Oder bestanden bereits Schemata der Wahrnehmung und des Denkens, die den utopischen Postulaten entsprachen? Diese Fragen können an dieser Stelle noch nicht beantwortet werden. Das Beispiel untermauert jedoch die Bedeutung des hier implizierten bottom-up-Entwicklungsmodells.

Grenzen und Potenziale von Heterotopien - Strukturentstehung jenseits von Planung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Automatismenforschung eine gewinnbringende Perspektive für die Diskussion der Frage liefert, inwiefern Utopien in der Realität umsetzbar erscheinen. Auf Grundlage der theoretischen Setzung, urbane Gemeinschaftsgärten als Heterotopien im Sinne Foucaults zu verstehen, lag zunächst die These nahe, dass die Konstitution eines anderen Raumes innerhalb der Stadt, in dem die Utopie der Bewegung realiter umgesetzt wird, möglich ist. Unter Hinzunahme empirischer Daten wurde jedoch deutlich,

dass Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit vorliegen, die nicht auf eine bewusste Planung oder Intention der beteiligten Akteur_innen zurückgeführt werden können. Unbewusste Muster und Schemata sowie eine damit einhergehende Entstehung von Strukturen konnten unter Hinzunahme des Automatismenansatzes als Ursache der Divergenzen aufgezeigt werden. Gleichzeitig wurden auf diese Weise nicht nur Erklärungsmöglichkeiten für die Grenzen der Umsetzbarkeit entwickelt, sondern gleichzeitig auch die Potenziale, die mit urbanen Gemeinschaftsgärten einhergehen können, aufgezeigt. Gerade für letzteren Aspekt sind jedoch weitere Studien notwendig.

Die methodische Prämisse, wonach eine Annäherung an Automatismen und emergierende Strukturen nur rekonstruierend erfolgen kann, verweist zusätzlich auf die Problematik, dass zukünftige Entwicklungen kaum antizipiert werden können. Weitere Forschung wird in diesem Feld notwendig sein.

ZUR AUTORIN

Jennifer Morstein, 28, ist Doktorandin am Graduiertenkolleg „Automatismen“ an der Universität Paderborn. Ihre wissenschaftlichen Interessengebiete sind Praxistheorien, Bewegungsforschung, Qualitative Methoden empirischer Sozialforschung sowie Organisations- und Wirtschaftssoziologie.

LITERATUR

Baier, Andrea/Müller, Christa/Werner, Karin (2011): *Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes*. München: oekom.

Bierwirth, Maik (2010): ...Jenseits geplanter Prozesse. Einleitendes und Methodisches. In: Bierwirth, Maik/Leistert, Oliver/Wieser, Renate (Hrsg.): *Ungeplante Strukturen. Tausch und Zirkulation*. München: Fink, S. 9–17.

Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bublitz, Hannelore/Kaldack, Irina/Röhle, Theo/Winkler, Hartmut (2010): Einleitung. In: Hannelore Bublitz et al. (Hrsg.): *Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte*. München: Fink, S. 9–19.

Conradi, Tobias (2014): *Breaking News. Automatismen in der Repräsentation von Krisen- und Katastrophenergebnissen*. München: Fink.

Conradi, Tobias/Winkler, Hartmut/Marek, Thomas/Hüls, Christina/Zechner, Anke/Brauerhoch, Annette (2010): *Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweise und Funktionen von Automatismen. Teil 3*. In: Hannelore Bublitz et al. (Hrsg.): *Automatismen*. München: Fink, S. 231–254.

Degele, Nina (2002): *Einführung in die Technikoziologie*. München: Fink.

Foucault, Michel (1992): *Andere Räume*. In: Barck, Karl Heinz et al. (Hrsg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig: Reclam, S. 34–46.

Graduiertenkolleg Paderborn (2011): *Automatismen - Kulturtechniken zur Reduzierung von Komplexität*. Fortsetzungsantrag.

Koch, Matthias/Köhler, Christian/Othmer, Julius/Weich, Andreas (2015): *Planlos! Zur Einleitung*. In: Koch, Matthias et al. (Hrsg.): *Planlos! Zu den Grenzen von Planbarkeit*. München: Fink, S. 7–17.

Leistert, Oliver/Marek, Roman/Winkler, Hartmut/Muhle, Florian/Steinmann, Christina L. (2010): *Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von*

Automatismen. Teil 2. In: Bublitz, Hannelore et al. (Hrsg.): Automatismen. München: Fink, S. 99–126.

Lohrberg, Frank (2012): Agrarfluren und Stadtentwicklung. In: Christa Müller (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 140–149.

Löw, Martina (2015): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Müller, Christa (2012a): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Christa Müller (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 22–53.

Müller, Christa (2012): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.

Nettle, Claire (2014): Community Gardening as Social Action. Burlington, Farnham: Ashgate.

Neusüss, Arnhelm (1972): Utopie. Berlin u.a.: Hermann Luchterhand.

Schnackenberg, Anne (2008): Aragons Passage: (Illusions-) Heterotopie im Foucaultschen Sinne? Online verfügbar unter Europäische Städte. Online-Zeitschrift SymCity, http://www.uni-kiel.de/symcity/ausgaben/02_2008/data/schnackenberg.pdf (22.10.2015).

Rosol, Marit (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin: Mensch und Buch.

Urban Gardening Manifest (2014): Ein Manifest - Die Stadt ist unser Garten. Online verfügbar unter urbangardeningsmanifest.de, http://urbangardeningmanifest.de/pulsepro/data/files/UGM_A2.pdf (23.10.2015).

von der Haide, Ella (2014): Die neuen Gartenstädte. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening in Stadt- und Freiluftplanung. Internationale Best Practice Beispiele für kommunale Strategien im Umgang mit Urbanen Gärten. Online verfügbar unter http://www.urbandgardening.eu/wp-content/uploads/2014/11/ella_v_d_haide.pdf (09.10.2015).

Winkler, Hartmut/ Bublitz, Hannelore/Böhm, Andreas (2010): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 1. In: Bublitz, Hannelore et al. (Hrsg.): Automatismen. München: Fink, S. 17–36.